

Als Opfer zu Tätern wurden





Hof Kapelle nach 1945

Helmut Dachale
Carsten Momsen

ALS OPFER ZU TÄTERN WURDEN

Eine Tragödie aus deutscher Nachkriegszeit

Edition Falkenberg

Bildnachweis

Antje Diewerge: S. 19, S. 144; Archiv Familie Hamelmann: S. 2, 35, 39, 115, Umschlag oben; Staatsarchiv Bremen: 46, 52, 59 67, 71, 72, 81, 87, 88, 89, 90, 94, 95, 127, Umschlag unten; Carsten Momsen: S. 144

Wir bedanken uns beim Staatsarchiv Bremen für die tatkräftige Unterstützung bei der Bebilderung dieser Publikation.

1. Auflage 2019

Copyright © Edition Falkenberg, Bremen
ISBN 978-3-95494-192-6

www.edition-falkenberg.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder irgend ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Erlaubnis des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Einleitung	9

Teil 1 | Das Verbrechen von Helmut Dachale

»Gestalten aus dem Schattenreich«	11
November 1945. In den Ruinenlandschaften Bremens wird gehungert und gefroren, und in der Nacht zum Buß- und Betttag kommt der Krieg zurück.	11
»Ich habe nichts mehr!«	15
Aus der zerstörten Stadt hinaus aufs Land – zum Plündern und zum Morden. Ein Bauernhof mit 13 Bewohnern wird heimgesucht.	15
»Verbrechertypen mit verwegenem und robustem Gebaren«	21
Die deutsche Polizei ermittelt schnell, aber keinesfalls gründlich. Sie präsentiert neun Verdächtige, die nach ihrer Überzeugung »zu jeder Tat fähig sein können«.	21
»Polnische Staatsangehörige verwandeln blühende Gärten in Sauställe«	27
Exkurs: Zwangsarbeiter, Displaced Persons und der »Polenterror in Bremen«	27
»Müßiggang ist und bleibt aller Laster Anfang«	34
1. Dezember 1945: Die Bremer Arbeiterbewegung demonstriert in der Landgemeinde Blockland, ein Pastor ruft zum Endkampf gegen den Teufel auf – und ein Opfer zu Vergebung und Versöhnung.	34
»Seit seinem 20. Lebensjahr ein tiefgläubiger Christ«	40
Exkurs: Wilhelm Hamelmanns erstes Leben	40
»Diesem Gesindel, gleich welcher Nationalität – die Kugel oder der Strang«	47
Februar 1946: Acht der festgenommenen Tatverdächtigen müssen sich vor dem Militärgericht verantworten. Nach nur drei Verhandlungstagen werden sie mit drakonischen Strafen in ihre Zellen zurückgeschickt.	47

Teil 2 | Vergeltung und Vergebung von Helmut Dachale

»Mit unerbittlicher Sachlichkeit von der Militärpolizei erschossen«	55
Die Urteile werden bestätigt: keine Gnade für die vier Todeskandidaten.	55
»Verweigert die Annahme sämtlicher Mahlzeiten«	58
Ein gescheiterter Versuch, drei Häftlinge abzuschieben. Die Überführung ins Hamburger Zuchthaus verläuft hingegen wie vereinbart – und sorgt in Bremen für Erleichterung.	58
»Weil die Ostblockstaaten auf Godlewski keinen Wert legen«	61
Schlussstrich-Mentalität und großzügige Gnadenakte öffnen NS-Tätern die Zuchthäuse. Auch die Blockland-Verurteilten werden begnadigt – und bleiben hinter Gittern.	61

»Ich komme als Freund«	65
Wilhelm Hamelmann fährt nach Hamburg-Fuhlsbüttel, bietet zwei Inhaftierten seine Fürsprache an und reicht ihnen die Hand.	65
»Kriminelle Akte, die sie in normalen Zeiten nie verübt hätten«	73
Ein erneutes Gnadengesuch macht neue Hoffnung. Bremer Bauern halten davon gar nichts – und Wilhelm Hamelmann für verrückt.	73
»Wird nichts anderes übrig bleiben, als die Entlassung in die Bundesrepublik hinzunehmen«	77
Nach Oboza kann auch Godlewski das Zuchthaus verlassen. Der ehemalige Zwangsarbeiter soll sich in einer Arbeiterkolonie bewähren.	77
»Die Deutschen sind fremdenfeindlich«	82
Godlewski macht sich auf den Weg – und bleibt in der Isolation.	82
»Mit Herrn Strocky ist es nach wie vor nicht einfach«	91
Ein Entlassener lebt so unauffällig wie möglich und ist doch integriert. Ein anderer gilt als sozialer Pflegefall.	91
»An der Tat bin ich überhaupt nicht beteiligt gewesen«	96
Vergebung ist möglich – aber nur unter bestimmten Bedingungen, so heißt es häufig. Warum vergibt Wilhelm Hamelmann bedingungslos?	96

Teil 3 | Plädoyer für die Vergessenen von Carsten Momsen

»Hier kommt die Strafgerechtigkeit gar sehr ins Gedränge«	99
»Den hochgemuten, voreiligen Griff nach der Wahrheit hemmen will der Kritizismus des Verteidigers«	104
»Verlassen Sie sich darauf, nichts ist so unnatürlich wie das Gewöhnliche«	105
»Machen Sie sich erst einmal unbeliebt, dann werden Sie auch ernstgenommen«	107
»Beim Menschen ist kein Ding unmöglich – im Schlimmen wie im Guten«	108
»Glaube denen, die die Wahrheit suchen, und zweifle an denen, die sie gefunden haben«	110
»Eines Tages schwimmt die Wahrheit doch nach oben. Als Wasserleiche«	113
»Nur die Lüge braucht die Stütze der Staatsgewalt. Die Wahrheit steht von allein aufrecht«	116
»Wer die Wahrheit nicht weiß, ist bloß ein Dummkopf. Aber wer sie weiß und sie eine Lüge nennt, ist ein Verbrecher«	119
Durch die Gasse der Vorurteile muss die Wahrheit ständig Spießruten laufen«	122
»Auch der Delinquent steht unter dem Kreuz«	132
»We do not accept Turks, Mongrels, Tartars, Orientals nor Negroes because we are here to protect Anglo-Saxon Democracy, and the American way!«	134

Nachwort von Carsten Momsen

»Mir war schon seine Art aufgefallen, »sie« und »die anderen« zu sagen«	139
Literatur	141
Die Autoren	144

Vorwort

Dies ist eine Geschichte von Grauen, Gewalt und Vergebung, von geradezu biblischer Wucht. Der Alb des Krieges warf jahrzehntelange Schatten bis in die jüngere Vergangenheit. Polnische Jugendliche wurden ihren Familien entrissen und unter verheerenden Bedingungen zur Zwangsarbeit in Deutschland verschleppt. War man nicht willig oder körperlich zu schwach, drohte die Vernichtung im KZ, eine verlorene Jugend in Zeiten allgegenwärtiger Gewalt. Diese Schicksale bilden den Hintergrund eines für die Nachkriegszeit beispiellosen Verbrechens im Bremer Blockland, der Tötung einer Großfamilie mit zwölf Opfern. Das 13. Opfer überlebte schwerverletzt.

Den Autoren gelingt es, eine wohlrecherchierte, spannende wie erschütternde Reportage über die Vorgeschichte, das Verbrechen selbst, die Ermittlungen, den Prozess sowie die Vollstreckung der Urteile zu liefern, eine Zeitreise ins Dunkle. Und sie bearbeiten wichtige Fragen: Wer waren die Täter, was waren Motive und Hintergründe, wurden die tatsächlichen Täter oder die üblichen Verdächtigen angeklagt und verurteilt, welche Defizite gab es in der Ermittlungsarbeit, welche rechtsstaatlichen Mängel im Verfahren vor dem amerikanischen Militärgericht, welche Rolle spielten die das Kriegsende überdauernden Ressentiments gegen die »Fremdarbeiter«, welche Rolle spielte die Bemühung der Besatzungsmacht um Autorität, Ruhe und Ordnung, würden die damals Angeklagten vor einem heutigen rechtsstaatlich aufgestellten Gericht mit den damals zur Verfügung stehenden Beweismitteln verurteilt werden?

Und noch eine Frage drängt sich auf: Warum fanden die verurteilten Angeklagten nach dem Prozess ausgerechnet in dem überlebenden 13. Opfer ihren größten Fürsprecher? War dies allein sein Glauben oder spielte hier auch ein schlechtes Gewissen eine Rolle, als einziger Tatzeuge mit einer vorschnellen Aussage und einer möglicherweise fehlerhaften Identifizierung Unschuldige ins Unglück gestürzt zu haben?

Diese Geschichte ist ein Lehrstück: Wie ein Fluch erzeugt Gewalt neue Gewalt, und politisch motivierte justizielle Schnellschüsse dürfen nicht die Antwort sein. Den Autoren gebührt Dank für diese zeitlos gültige Mahnung. Zugleich retten sie ein düsteres Kapitel Bremer Geschichte vor dem Vergessen. Ein wichtiges Buch nicht nur für den Geschichtsunterricht an Bremer Schulen.

Bernhard Docke

Einleitung

Was in einer Novembernacht 1945 in einer Bremer Landgemeinde, dem Blockland, geschah, gilt als eines der schlimmsten Verbrechen der deutschen Nachkriegszeit. Ein Raubüberfall auf einen einsamen Bauernhof endete als Massenmord. Zwölf Menschen, darunter fünf Kinder, wurden erschossen. Der einzige, der das Massaker schwerverletzt überlebte, war ein 43-jähriger Familienvater.

Es schien, als sei der Schrecken des Krieges zurückgekehrt.

Die hier vorliegende Aufarbeitung dieser realen Tragödie beginnt mit der Mordnacht. Wir glauben, alle dazu verfügbaren Informationen zusammengetragen zu haben – auch und gerade die widersprüchlichen. Und so beschäftigte uns schon bald die Frage, wieso trotz aller Ungereimtheiten und äußerst unzulänglichen Ermittlungen der Fall in kürzester Zeit als aufgeklärt galt. Wir meinen: Für die Ermittler – vorneweg die sich gerade neu formierende deutsche Kriminalpolizei – und auch das US-amerikanische Gericht hatte die Aufdeckung der vollen Wahrheit nicht oberste Priorität. Unklarheiten blieben unklar, bestimmte Aspekte ausgeblendet. Vor allem die Vorgeschichte des Verbrechens.

Die meisten Verbrechen haben eine Vorgeschichte – und diese hier ist besonders komplex. Sie beginnt spätestens mit dem 1. September 1939, mit dem Überfall deutscher Truppen auf den polnischen Staat. Denn die neun Männer, die sich für die Blocklandmorde zu verantworten hatten und verurteilt wurden – vier zum Tode –, waren polnische Staatsbürger. Im Krieg entführt aus ihrer Heimat, hatten sie wie Millionen anderer Männer und Frauen Zwangsarbeit im Deutschen Reich zu leisten. Sklavenarbeit unter häufig unmenschlichen Bedingungen. Dies darf keine Entschuldigung sein für unbarmherzige Racheakte oder Verbrechen wie der geschilderte Überfall. Welche persönliche Schuld jedem der Angeklagten damals nachgewiesen wurde – und ob dies überhaupt für notwendig erachtet wurde –, wird hauptsächlich in Teil 3 dieses Buches erörtert.

Gleichzeitig versuchen wir, durch das Aufblättern der Vorgeschichte zu verdeutlichen, wie die ehemaligen Zwangsarbeiter, insbesondere die Polen, auch nach ihrer Befreiung mit Ablehnung und Ausgrenzung zu kämpfen hatten. Wie sie, Opfer des Nationalsozialismus, in der direkten Nachkriegszeit unter Generalverdacht standen, kriminell zu sein. Was formulierte die Bremer Mordkommission, als sie die polnischen Verdächtigen festgenommen und verhört hatte? »Der weitaus größte Teil der Beschuldigten macht den Eindruck, dass sie zu jeder Tat fähig sein können.«

Ein Zitat, das im Zusammenhang steht mit dem Titel des Buches. Ja, es hat Übergriffe, Überfälle und auch organisierte Raubzüge von Displaced Persons, den ehemaligen Zwangsarbeitern gegeben. Opfer wurden zu Tätern – allerdings in geringerer Zahl als von den alliierten Besatzungstruppen befürchtet. Aber Opfer wurden auch zu Tätern, weil sie dazu gemacht wurden. Indem sie von vornherein als solche gesehen und behandelt wur-

den. Und wenn es der Abschreckung diente, kamen sie ins Zuchthaus oder vors Erschießungskommando.

Schon allein das sind Bestandteile eines unheilvollen Dramas. Dass diese Geschichte dennoch schnell dem Vergessen und Verdrängen anheim fiel – nicht jedoch im Blockland –, liegt nicht zuletzt an ihrer Einordnung. Die Vorgänge wurden unter die Schrecken des Krieges und die unheilvollen zwölf Jahre subsumiert – und relativierten sich so.

Doch Ende der 1960er Jahre kehrte das Thema plötzlich zurück, überregionale Zeitungen und große Zeitschriften berichteten. Das lag an Wilhelm Hamelmann, dem Überlebenden des Massakers. Der Mann, der in dieser Novembernacht des Jahres 1945 seine gesamte Familie verloren hatte. 1967 erfuhr Hamelmann, drei der damals Verurteilten saßen immer noch im Zuchthaus. Obwohl sie längst begnadigt waren. Er setzte sich für sie ein, forderte ihre Freiheit. In Teil 2 versuchen wir zu erklären, was ihn zu seiner außergewöhnlichen Haltung befähigte. Nur durch Liebe, so verkündete er damals in Interviews, ließe sich die endlose Kette aus Leid und Rache zerbrechen. Aber motivierte ihn wirklich nur sein christlicher Glaube?

Wir schildern auch, auf welche Widerstände er stieß, wie er Mitstreiter fand und dass letztendlich auch gewichtige Institutionen wie das Flüchtlingskommissariat der Vereinten Nationen involviert waren. Wie aber kamen die drei schließlich Freigelassenen nach Jahrzehnten in Lagern und Zuchthäusern mit der neuen Freiheit zurecht? Im einem sich fröhlich gebenden Land, wo aber Polen, insbesondere die mit tatsächlicher oder angeblicher krimineller Vergangenheit, nach wie vor als »Polacken« und »Verbrecher« tituliert wurden.

Was dieses Buch also will: Die Geschichte eines abscheulichen Verbrechens so vollständig wie möglich ausbreiten. Mit seiner Vorgeschichte, zu der das Unrecht der Zwangsarbeit ebenso gehört wie die Desperation der unmittelbaren Nachkriegszeit. Hier erscheint eine Gesellschaft, die noch keine war, und in der eindeutig definierte Rechtsstaatlichkeit allenfalls als Ziel angesehen wurde. Und wir haben auch die Fortsetzung der eigentlichen Tat- und Verurteilungsgeschichte recherchiert. Sie reicht weit in die junge Bundesrepublik hinein, wo sich immer noch viele schwer taten mit der Begnadigung von Nichtdeutschen. Und wo jemand, der solchen Tätern die Hand reichte, womöglich den Mörfern seiner eigenen Familie, keinesfalls von allen Seiten Beifall erwarten konnte.

Aber wäre das heute anders?

Helmut Dachale
Carsten Momsen

Teil 1 | Das Verbrechen

von Helmut Dachale

»Gestalten aus dem Schattenreich«

November 1945. In den Ruinenlandschaften Bremens wird gehungert und gefroren, und in der Nacht zum Buß- und Betttag kommt der Krieg zurück.

Die Männer, die am späten Abend des 20. Novembers 1945 zu einem Raubzug aufbrachen, hatten Glück mit dem Wetter. In der Nacht zuvor hatte sich ab und zu der Vollmond gezeigt und die Trümmerfelder Bremens mit mildem Licht belebt. Doch jetzt war es regnerisch und nasskalt, der Himmel schon seit dem Nachmittag wolkenverhangen. Nebelschwaden waberten über die der Stadt vorgelagerten Niederungen. Die Männer hatten kein Interesse, den Mond zu sehen. Vor allem wollten sie selbst nicht gesehen werden.

Für die Wetterverhältnisse gibt es verlässliche Quellen, nicht zuletzt den damaligen Wetterbericht. Auch für das Grauenhafte, das sich in dieser Nacht vor Buß- und Betttag im Bremer Blockland zutragen sollte (wie auch für die Geschehnisse vor- und nachher), finden sich eine Menge an schriftlich festgehaltenen Erkenntnissen, Einschätzungen und Meinungen. Zum Beispiel die Ermittlungsergebnisse der Kriminalpolizei, die Aussagen und Erinnerungen eines Zeugen und auch Teilgeständnisse. Trotz aller Leerstellen, die dabei auch deutlich werden, trotz aller Ungereimtheiten und regelrechten Widersprüchlichkeiten kann eines jedoch nicht infrage gestellt werden: In der Nacht vom 20. auf den 21. November 1945 kam der erst vor wenigen Monaten zu Ende gegangene Krieg noch einmal nach Bremen zurück.

Zwölf Menschen wurden im Verlauf eines Raubüberfalls niedergeschossen, man könnte auch sagen hingerichtet. Unter den Toten fünf Kinder. Hätte es damals schon die heutigen Massenmedien gegeben, so hätte das grässliche Verbrechen nicht nur die Bremer Bevölkerung in Angst und Schrecken versetzt, sondern ganz Deutschland bewegt.

Wer aber war zu einem derartigen Massenmord fähig? Wenn wir das übernehmen, was sich damals recht schnell herauskristallisierte und heute kaum noch zu widerlegen ist, war es eine Gruppe von zehn Männern (wobei über die genaue Zahl anfangs noch mehr oder weniger spekuliert wurde). Männer, die sich eher zufällig zusammengefunden hatten und offensichtlich unterschiedlich an der Tat beteiligt waren. Sie waren relativ jung, die meisten noch keine dreißig Jahre alt. Ihre Heimat war Polen oder das, was es mal gewesen war. Dort aufgewachsen, hatten sie als Arbeiter, Landarbeiter, Friseur oder Koch gearbeitet. Menschen aus einfachen Verhältnissen, die durch die Besetzung ihres Landes von einer riesigen Zwangsarbeitermaschinerie eingesogen und ins Deutsche Reich deportiert worden waren. Was Zwangsarbeit im nationalsozialistischen Deutschland von 1939 bis 1945 zu bedeuten hatte, wie Zwangsarbeiter lebten, litten und starben, wie sich die Überlebenden nach ihrer Befreiung verhielten und behandelt wurden, davon später mehr (siehe Seite 27).

Hier nur ein paar Sätze von Wolfgang Jacobmeyer, die zum Verständnis eines Verbrechens, das an sich nicht zu verstehen ist, vielleicht doch ein wenig beitragen könnten. Jacobmeyer hat sich in der alten Bundesrepublik als einer der ersten Historiker damit beschäftigt, wie aus Millionen von Deportierten befreite Displaced Persons wurden. Das Verhalten der sogenannten DPs sei abhängig gewesen von dem, was sie vorher durchgemacht hatten. Er spricht von »psychisch schwer geschädigten DPs« und »tiefgreifenden Sozialisationsschäden«, die sie »während ihres Lebens als Zwangsarbeiter erlitten hatten«¹. Auch die Bedingungen, unter denen einige anschließend – für Monate oder jahrelang – auf dem Territorium der drei westlichen Besatzungsmächte zu verbleiben hatten, dürfe man nicht außer Acht lassen. War es doch häufig ein abgeschottetes Leben in lagerähnlichen Camps, aber auch inmitten eines besonderen Spannungsverhältnisses von Besatzern und Besiegten, in einem Umfeld voller Konflikte.

Auch die Männer, die sich an dem Raubüberfall beteiligten, sollen in solch einem Lager gelebt haben, dem Camp Tirpitz am Schwarzen Weg in Bremen-Gröpelingen an der Peripherie der Stadt. Davon waren seinerzeit die polizeilichen Ermittler schnell überzeugt. Camp Tirpitz im November 1945: ein Gebäudekomplex aus mehreren Blöcken mit einschlägiger NS-Vergangenheit. Erst Ende der 1930er, Anfang der 1940er Jahre erbaut, waren hier zunächst wechselnde Kriegsschiffsbesatzungen stationiert, dazu kam eine Marineunteroffiziersschule. 1942 mietete sich die Deutsche Schiff- und Maschinenbau Aktiengesellschaft ein. Der Deschimag-Konzern war in dieser Zeit die Nummer eins des deutschen Schiffbaus und brauchte Unterkünfte für die wachsende Zahl seiner Zwangsarbeiter. Aus der Tirpitz-Kaserne wurde das Lager Tirpitz.

Nach der Kapitulation machte die US-amerikanische Militärregierung den Standort zu einer der zentralen Unterkünfte für die noch verbliebenen ehemaligen Zwangsarbeiter, Kriegsgefangenen und KZ-Häftlinge, den DPs. Spätestens ab September 1945 wurde das Camp fast ausschließlich nur noch von Polen bewohnt. »Polenlager Schwarzer Weg« nannte es jetzt die deutsche Polizei. Ein US-Offizier hielt im November 1945 in einem Bericht fest, was er dort vorgefunden hatte. Nämlich, »dass Balken zu Feuerholz zersägt wurden, dass die innere Holzverschalung in Stücke geschlagen war, dass faulendes Stroh und Abfälle in den zweiten Stockwerken ... nicht beseitigt waren und dass die Gänge und Treppenhäuser durch beträchtliche Mengen von Fäkalien verschmutzt waren«.² Auf verblassenen Fotos, die höchstwahrscheinlich erst ein paar Jahre später entstanden sind, sehen Hof und Gebäude halbwegs saniert aus. Doch noch Ende 1945 konnte von wohnlichen Zuständen keine Rede sein. Wer zu der Zeit dort lebte, war eben nur formal ein befreiter, ein freier Mensch. Versorgt mit dem Nötigsten, Lebensmitteln, Bett und Decken, lebte er in einer isolierten und unsicheren Lageratmosphäre. Waren die Wohnblöcke im Krieg von Bomben getroffen worden, so wurde die Einrichtung danach von einigen der Camp-Bewohner demoliert. Ein Umfeld, in dem rüdes Verhalten und Trinkgelage an der Tagesordnung waren.³

1 W. Jacobmeyer, Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer, Die Displaced Persons in Westdeutschland 1945 – 1951, Göttingen 1985, S. 52 und S. 47.

2 Headquarters, Office of Military Government Bremen, Lt.Col. Golon B. Harris, Report of Inspection, 24.11.1945, zit. nach W. Jacobmeyer, Die ›Displaced Persons‹ in Deutschland 1945 – 1952, Bremisches Jahrbuch, Band 59, Selbstverlag des Staatsarchivs Bremen 1981, S. 92.

3 Der heutige Standort des ehemaligen Camp Tirpitz in Bremen-Gröpelingen, Schwarzer Weg: Nach wechselnder Nutzung in der Nachkriegszeit (unter anderem durch die Bundeswehr) befindet sich seit 1998 dort das Christliche Bildungs- und Sozialzentrum Bremen-West. Einige der alten Gebäude sind entkernt und saniert worden und werden weiterhin genutzt. Träger ist das Sozialwerk der Freien Christengemeinde Bremen e. V.

Auch am Abend des 20. Novembers, womöglich schon seit den Nachmittagsstunden, hatten sich etliche Männer in einer der Stuben versammelt und dem Alkohol zugesprochen. Wurde anderswo gehungert, hier floss der Schnaps in Strömen, zur Not auch selbstgebrannter. Erst gegen 22.30 Uhr, so einer der Beteiligten, war man aufgebrochen. Auch wenn einige schon getorkelt haben sollen, dürfte der Gruppe immerhin klar gewesen sein, welche Richtung sie einzuschlagen und welche Straßen man zu meiden hatte. Nur nicht der MP, der Military Police über den Weg laufen!

Seit dem 27. April 1945, 18 Uhr, war Bremen offiziell eine besetzte Stadt, erobert von britischen und kanadischen Truppen. Knapp vier Wochen später war die militärische Zuständigkeit auf die US-Army übergegangen. Wie vorher verabredet, hatte sie aus dem Unterweserraum von Bremen bis Bremerhaven eine Enklave gebildet und sich so die Hoheit über wichtige Seehäfen gesichert. Viele Einwohner Bremens durfte es in der unmittelbaren Nachkriegszeit noch wenig gekümmert haben, wer in ihrer Stadt nun das Sagen hatte und ob die Besetzung auch wirklich Befreiung verhieß. Was die Menschen umtrieb? Zum Beispiel die Wohnungsnot und der Hunger. Wie sollte man inmitten von Trümmern, angesichts von grenzenlosem Elend die nächsten Tage, den drohenden Winter überstehen? »Das war nun das Ende von sechs Jahren Not und Entbehrung, und wie dunkel und ungewiss lag die Zukunft vor uns«⁴, notierte die Lehrerin Magdalene Krippner in ihrem Brieftagebuch.

Die Stadt Bremen »gleich mehr und mehr einer »Gespensterstadt, bevölkert von Gestalten aus dem Schattenreich. Straßen und Plätze hatten ihre vertrauten Gesichter verloren, in den finsternen Ruinen hockte das Grauen ...«⁵, so erinnerte sich Wilhelm Kaisen später. Die amerikanische Besatzungsmacht hatte den Sozialdemokraten bereits im Sommer 1945 zum Präsidenten des Senats und Bürgermeister dieser gefallenen und, wortwörtlich, am Boden zerstörten Stadt gemacht. Und wenn Kaisens Satz auf einige Stadtteile in besonderem Maße zutraf, dann gehörte dazu unbedingt der Bremer Westen mit den ausgedehnten Arbeiterquartieren in Walle und Gröpelingen. Waren in der Stadt Bremen insgesamt rund 60 Prozent aller Wohnungen durch die Bombardierungen zerstört worden, so lag im Westen die Quote noch erheblich höher. Was keinesfalls nur an der Nähe zu den Hafen- und wichtigen Produktionsanlagen und den dadurch bedingten Kollateralschäden lag. Auch daran, dass die alliierten Flächenbombardements der letzten Kriegsjahre gerade auch auf Wohngegenden abgezielt hatten, um die Moral der Bevölkerung und die Einsatzfähigkeit der Industriearbeiterschaft zu schwächen.

Obwohl das Camp Tirpitz am Rande des Bremer Westens lag, waren die ausgedehnten Ruinenlandschaften nicht weit entfernt. Die Männer hätten auf dem Schwarzen Weg nur die südöstliche Richtung einschlagen müssen, dann wären sie schon nach ein paar hundert Metern auf eine städtische Hauptverkehrsachse gestoßen. Die war zwar schon vom Schutt befreit, aber doch nur eine Schneise. Rechts und links von ihr sah es immer noch aus wie direkt nach den Luftangriffen. Trümmerberge und Bombentrichter, aus denen geborstene Versorgungsleitungen herausragten. Doch in Kellerlöchern und hinter geschwärzten Fassaden hausten wieder oder immer noch Menschen. Für Plünderer gab es hier nichts zu holen. Im Übrigen war auf so einer Hauptverkehrsstraße am ehesten mit einem Jeep der MP zu rechnen, selbst bei widrigem Wetter wie in dieser Novembernacht. Eine Kontrolle, die Entdeckung der unter den Mänteln versteckten Pistolen und Maschinenpistolen, hätte die sofortige Festnahme bedeutet. Oder zu einem Schusswechsel geführt.

4 D. Tilgner (Hg.), Jede Stunde dem Schicksal abgestohlen, Das Brieftagebuch der Magdalene Krippner vom Kriegsende in Bremen 1945, Bremen 2005, S. 48.

5 W. Kaisen, Meine Arbeit, mein Leben, München 1967, S. 181.

Wer in dieser Nacht Beute machen wollte, musste in die andere Richtung marschieren, gen Norden. Dort – aber überhaupt nicht weit entfernt – lag das ländliche Blockland mit seinen vereinzelten Bauernhöfen. Das war das Zielgebiet der Männer, die sich aus dem Camp Tirpitz weggeschlichen hatten.

Natürlich hatte der Krieg auch ums Blockland keinen Bogen gemacht. Flakstellungen hatten hier gestanden, etliche Bomben waren gefallen, Häuser getroffen worden. Manche Weiden waren immer noch von Kratern gezeichnet. Wer aber in den kalten Löchern des Bremer Westens hauste, wer dort die Zerstörungsgewalt der Brand- und Sprengbomben überlebt hatte, konnte schon auf den Gedanken kommen, im benachbarten Blockland sei die Welt noch immer weitgehend in Ordnung. Und diese Mischung aus Realität und Vorstellung trieb die Ausgebombten und Ausgehungerten – und nicht nur die – ins Blockland wie in viele andere ländliche Regionen. Wobei die Landgemeinde Blockland, die sich quasi an die urbane Bebauung Bremens anschmiegte, besonders schnell zu erreichen war. Seine Bewohner hielten das in jener Zeit nicht für einen Vorteil. Zwar wurde ihnen schon mal ein Ölgemälde oder eine Briefmarkensammlung ins Haus getragen, zum Tausch gegen Milch und Eier. Andere Besucher aber versuchten, ganze Milchkannen mitzugehen zu lassen. Und wer nachts kam, schreckte womöglich nicht davor zurück, in Häuser und Ställe einzudringen und Gewalt anzuwenden. In der »Heimatgeschichte des Blocklandes« ist von Plünderungen zu lesen, die gleich in den ersten Nachkriegswochen einsetzen, von auf den Weiden abgeschlachtetem Vieh. Anfang Mai wurde im Verlaufe eines Überfalls eine Bäuerin erstochen. Bei anderen Plünderungen fielen Schüsse. Ein Polizist kam dabei ums Leben, an anderer Stelle ein ehemaliger polnischer Zwangsarbeiter.⁶

Die jungen Männer, die in der Nacht zum 21. November 1945 zu Desperados werden sollten, haben sich vermutlich gut gefüllte Speisekammern, warme Kleidungsstücke, aber auch wertvolle Dinge in Truhen und Schränken vorgestellt. Die Kühe im Stall, die Menschen längst schlafend, in richtigen Betten. Und weit und breit keine Patrouille der Amerikaner. Das war ihr Bild vom Blockland. Zumaldest diejenigen, die in der Gang das Wort führten, dürften dies bereit in Aussicht gestellt haben.

Aber trieb diese Männer nicht auch noch etwas anderes an? Der Hass? Wenn sie wirklich psychisch schwer geschädigt waren, gezeichnet von mehreren Jahren Sklavenarbeit, waren sie dann nicht auch auf Vergeltung aus? Das Gefühl, Rache nehmen zu müssen, endlich mit blinder Wut zurückzuschlagen, war seinerzeit sicherlich in vielen Köpfen. Aber die allermeisten – ob ehemalige Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge oder auch Vertriebene – hatten noch Hemmungen genug, ihrem Vergeltungsdrang nachzugeben. Bei den Männern, die in der Novembernacht durchs Blockland zogen, traf das nicht zu.

6 Siehe G. Garbade, Heimatgeschichte des Blocklandes, Hg. Heimatverein Blockland e. V., Bremen 1995, S. 65 und 74.

»Ich habe nichts mehr!«

Aus der zerstörten Stadt hinaus aufs Land – zum Plündern und zum Morden. Ein Bauernhof mit 13 Bewohnern wird heimgesucht.

Das Camp Tirpitz und der Ort, der in dieser Nacht zum Tatort werden sollte, lagen nicht mehr als fünf Kilometer Luftlinie voneinander entfernt. Ob die zehn Männer für ihren Weg anderthalb oder aber an die drei Stunden benötigten – beides wurde seinerzeit für möglich gehalten. Und beides ist ja auch erklärbar: Sie waren jung und körperliche Anstrengungen gewohnt, andererseits machte einigen das vorherige Trinkgelage noch zu schaffen. Sie wussten, in welche Richtung sie sich zu bewegen hatten, doch die Besonderheiten des Blocklandes waren ihnen fremd. Und so dürften sie mal ein zügiges Tempo eingeschlagen haben, dann wieder im Dunkeln umhergeirrt sein. Bis sie zu dem Gehöft kamen, das als erstes vor ihnen auftauchte.

Das Blockland war bis 1945 eine Landgemeinde des Bremer Staatsgebietes, ein paar Monate nach Kriegsende wurde es von der Stadt eingemeindet. Seitdem gehört es als Ortsteil zum Stadtbezirk West wie auch Findorff, Walle und Gröpelingen. Allein Walle und Gröpelingen – heute multikulturelle Stadtteile mit hoher Armutssquote – bringen es aktuell auf rund 65.000 Einwohner und umfassen 22 Quadratkilometer. Im angrenzenden Blockland leben zurzeit nicht viel mehr als 400 Menschen – auf 30 Quadratkilometern (2014/15). Auch wenn 1945 die Zahlen der bäuerlichen Betriebe und der Bewohner noch etwas höher lagen und mittlerweile die Nutzung als Naherholungsgebiet zugenommen hat, so ist doch das Blockland in vielerlei Hinsicht unverändert geblieben. Vor allem geografisch: Nordwestdeutschland wie gemalt. Nach wie vor zeigt es sich als ausgedehnte Wiesen- und Weideland-schaft, die prädestiniert ist für die Rinderhaltung. Flaches, eingedeichtes Marschland, durchzogen von Entwässerungsgräben und auch größeren Wasserläufen. Und eben diese Gräben und Fleete dürften die Männer aufgehalten haben.

Dagegen war das erste Hindernis, auf das sie bereits nach ein paar Minuten stießen, problemlos zu überwinden: die Blockland-Autobahn, der 1937 fertiggestellte Reichsautobahn-Zubringer von Lesum nach Oyten, heute die A 27. Eine Autobahn, die seinerzeit nahezu autofrei war. Die US-Army nutzte sie teilweise als Lagerplatz und hielt anscheinend eine Bewachung nicht für nötig. Da musste der Trupp nicht erst lange nach einer Unter- oder Überführung suchen, konnte im Nu rüberhuschen. Danach der erste breitere Wasserlauf, das parallel zur Autobahn fließende Maschinenfleet. Über das führten zwei Brücken, die am schnellsten zu erreichende lag nur einen guten Kilometer von Camp Tirpitz entfernt und dürfte einigen der Männer bekannt gewesen sein.

Dann aber breiteten sich die nachtschwarzen Wiesen und Weiden aus, schon bei Tageslicht für Ortsunkundige ein überaus schwieriges Terrain. Wer hier unbedingt querfeld-ein herumziehen möchte, sollte in der Lage sein, den einen oder anderen Graben zu überspringen oder wissen, wo sich die sogenannten Überfahrten befinden. Das sind kleine Stege, der eine hier, der andere dort. Auch heute noch werden sie von den Landwirten in unterschiedlicher Selbstbauweise angelegt. Die Bauern wissen, wo sie trockenen Fußes langgehen können. Auch die Jäger kennen die Überfahrten und angeblich auch die Hasen, die hier im Grünland zu Hause sind. Diejenigen der Bande, die sich später dazu bekannten, in der Mordnacht dabei gewesen zu sein, erwähnten hingegen, dass sie selbst oder andere aus der Gruppe ab und zu ins Wasser gestürzt seien.

Doch irgendwie und irgendwann erreichte der Trupp die Waller Straße, heute ein asphaltierter Wirtschaftsweg, damals weniger gut befestigt, aber einer der wenigen Hauptwege des Blocklands. Hier ging es schneller voran. Die Männer merkten, dass rechter Hand ein größerer Wasserlauf auf sie zukam. Die Kleine Wümme, ein Nebenfluss der Wümme. Plötzlich aber war auch ein Gehöft auszumachen. Vielleicht schimmerte aus einem der Fenster noch Licht, war aus dem Stall das Rasseln der Kuhketten zu hören. Man wird gemeint haben, endlich am Ziel zu sein. Endlich ein Bauernhof, der die erhoffte Beute versprach.

Dieser Bauernhof, der Hof Kapelle, lag zum Plündern nahe – doch auf der anderen Seite des Flusses, am gegenüberliegenden Uferweg (damalige Adresse: Niederblockland 35). Wie sind die Männer aus dem Camp Tirpitz über die Kleine Wümme gekommen? Ein Fluss, wohlgemerkt, kein Graben, der sich mit einem weiten Sprung bewältigen ließe. Erst seit 2005 können ihn Fußgänger und Radfahrer an dieser Stelle über eine kleine Brücke überqueren. So gelangt man auf der anderen Seite nach ein paar Metern zu dem Areal, auf dem sich das Gehöft befand (heute heißt der Uferweg davor Blocklander Hemmstraße). Nun gab es auch 1945 in diesem Bereich einen Übergang, doch das war eine Brücke ganz anderer Art. Eine Zugbrücke. Ein hölzernes Provisorium, das sich die Leute des Kapellenhofs aus alten Bohlen gezimmert hatten. Als Gegengewichte fungierten zwei mit Zement gefüllte Milchkannen, und zu bedienen war diese Konstruktion nur von der Hofseite aus. Nachts stets hochgezogen, war die Brücke von der Waller Straße aus unerreichbar. Der Trupp hätte also auf seiner Uferseite weiterziehen müssen. Wäre das so gekommen, hätte er später auch eine begehbarer Brücke gefunden – nach weiteren drei Kilometern Fußmarsch. Und möglichweise hätten die Männer vorher auch noch einen anderen Bauernhof entdeckt, der ihnen geeigneter erschienen wäre.

Aber nein, so soll es nicht gewesen sein. Die deutsche Polizei war bald der Ansicht, die Plünderer hätten etwas anderes entdeckt – einen Kahn zum Übersetzen. »Zu vermuten ist, dass die Täter den Wasserweg benutzt haben.«⁷ Schon nach ihrer allerersten – und wohl flüchtigen – Inspektion des Tatumfeldes hielt die Schutzpolizei dies für erwiesen. Und es klang ja durchaus plausibel, an den Wasserläufen des Blocklandes lag so manches Boot vertäut. Dennoch war es nichts anderes als eine der vielen Vermutungen, die nicht weiterverfolgt und verifiziert worden sind. Ob irgendjemand ein Boot vermisste, wurde offensichtlich überhaupt nicht überprüft. Auch von der später am Tatort eintreffenden Kriminalpolizei nicht. Warum auch? Es könnte so gewesen sein – das reichte seinerzeit als Ermittlungsergebnis.

Ein Beamter der Schutzpolizei, der nach der Alarmierung als einer der ersten den Tatort erreichte, wollte zudem sofort festgestellt haben, dass die Täter draußen am Gebäude die Telefonleitung durchtrennt hätten. Dann erst wären sie ins Haus eingedrungen. Werfen wir zunächst einen Blick auf dieses Haus und seine Bewohner.

Der Hof Kapelle, abseits und allein auf einer Warft gelegen, war eines der ältesten Anwesen im gesamten Blockland. Heinrich Hoops, Bremer Pastor und Heimatforscher, versichert in einem 1927 erschienenen Buch, der Name röhre tatsächlich von einer Kirche her. Im Dokumentenkasten des Bauernhofs habe sich zu seiner Zeit noch eine Urkunde befunden, nach der die Hofstätte erstmalig 1336 erwähnt worden sei, jedoch schon damals nicht mehr als Gotteshaus. Wie die Örtlichkeit knapp zwei Jahrzehnte vor dem Überfall aussah, schildert Hoops im romantisierenden Stil des Heimatfreundes. Er schwärmt von einem »uralten Hof

⁷ Berichte 18. Polizeirevier, 21.11.1945, Konvolut Leichensachen Jahrgang 1945, Staatsarchiv Bremen (STAB), 4,89/4-66.

an der Hemmstraße, der wie ein alter Edelsitz unter seinen hohen Eschen, Pappeln und Weiden auf hoher Wurt einsam im Felde liegt.«⁸ Auch Zahlen verrät er: 46 Hektar Gesamtfläche, Kapitalwert 16.000 Mark.⁹

Im Krieg nicht beschädigt, zeigten sich die Gebäude Ende 1945 als wohl ausgestattetes bäuerliches Ensemble: ein großes reetgedecktes Wohnhaus, Scheune, Backhaus, ein Stall mit zwei Pferden und sogar ein Unterstand mit einem Traktor, damals in der Blocklander Landwirtschaft eine Rarität. Dazwischen und drum herum viel Platz für Hahn und Hühner, die beiden Hofhunde und auch für die Kinder zum Spielen. Das Anwesen war bereits ans Telefonnetz angeschlossen, aber noch nicht an Trinkwasserleitung und Kanalisation. Das Wasser plätscherte aus der Pumpe. Im Herbst wurde geschlachtet, ein, zwei Schweine und auch ein Rind wanderten ins Pökelfass und in den Rauch. Die Einkommensbasis bildete die Milchwirtschaft, an die 30 Kühe sollen es gewesen sein, die jetzt im November 1945 aufgestallt waren. Unter den typischen Landwirtschaften des Blocklandes zählte der Kapellenhof zu den wirtschaftlich stärkeren Betrieben.

In der Nacht des Überfalls befanden sich 13 Personen auf dem Gehöft. Was man heute als Mehrgenerationenhaus feiern würde, war damals – zumal auf dem Land – die übliche Wohnform. Das Sagen in Haus und Hof hatten noch die Altbauern: Meta Flothmeier, die als geborene Garbade den Hof geerbt hatte, und ihr Ehemann Wilhelm. Sie 67 Jahre alt, er 72. Beide Abkömmlinge alteingesessener und angesehener Blocklander Familien. Ihre einzige Tochter, Margarete (39), war mit Wilhelm Hamelmann (43) verheiratet und hatte mit ihm vier Kinder (Willi, Lieschen, Martha und Ruth.) Wilhelm Hamelmann, ein »Zugezogener« aus Bremen, arbeitete in der Stadt als Apothekerassistent. Seit einiger Zeit lebten auch seine Eltern hier, Heinrich und Berta Hamelmann. Sie hatten ihr Haus in Bremen-Walle durch einen Luftangriff verloren. Zur Hausgemeinschaft zählten außerdem die Hausgehilfin Meta Howald und der junge Knecht Fritz Heitmann. Zu Besuch war Beta Gerdts, geborene Schnakenberg, »Tante Betchen«, die früher auf dem Hof gearbeitet hatte. Sie kam aus der Bremer Neustadt und hatte sich entschieden, wegen des schlechten Wetters lieber im Blockland zu übernachten.

Ein paar Tage nach dem Überfall berichtete der Weser-Kurier, bis zum Kriegsende habe auch ein Zwangsarbeiter oder Kriegsgefangener zur Hofgemeinschaft gehört: »Im Kriege arbeitete ein Serbe auf dem Hofe – er wurde anständig und menschenwürdig behandelt; noch jetzt schreibt er Briefe nach Niederblockland, wo es ihm gut ging.« Das Urteil der Zeitung über die Bewohner des Hofs: »Alles achtbare, ruhige Menschen.«¹⁰ Wir wissen wenig über die meisten der Ermordeten. Mit Wilhelm Hamelmann, demjenigen, der als einziger die Mordnacht überleben sollte, werden wir uns noch näher beschäftigen. Er, der Eingeheiratete, galt im Blockland als eigenwillige Persönlichkeit. Aber seine christliche und mitmenschliche Haltung, so viel vorweg, dürfte im Einklang mit dem Leben und Denken seiner Hofgemeinschaft gestanden haben. Schon allein deshalb gibt es hier keinen Grund, diese Meinung des Weser-Kuriers anzuzweifeln.

Wenn sich Fragen aufdrängen, dann bei einigen Details des nächtlichen Geschehens, wie wir sie von Wilhelm Hamelmann erfahren, zum Beispiel in seinem Büchlein »Vergeben statt Vergelten«. Er verfasste es etwa 15 Jahre nach dem Überfall, die erste Auflage erschien 1961. Eine dünne Broschüre mit dem Untertitel »Ein packender Tatsachenbericht«, die sich aber

8 H. Hoops, Geschichte des Bremer Blocklandes, Bremen 1927, S. 168.

9 Ebenda, S. 176.

10 Weser-Kurier, 24.11.1945.

stellenweise als Traktätschen eines fundamentalistischen Gläubigen darstellt. Als einwandfreie historische Quelle kann Hamelmanns Veröffentlichung nicht eingestuft werden, gleichwohl soll aus ihr zitiert werden.

Zuerst einmal entnehmen wir aus Hamelmanns Text, dass sich die Hofgemeinschaft am Abend des 20. Novembers »zusammengefunden [hatte], um gemütlich die Abendstunden zu verbringen«¹¹. Man war aber nicht sorgenfrei. »Die Unsicherheit, die ungeordneten Verhältnisse, das gegenseitige Misstrauen waren unsere Gesprächsthemen.« Auch wurde darüber geredet, welchen Beruf die ältesten der Hamelmann-Töchter ergreifen könnten. Ruth war 17, ihre Schwester Martha 15 Jahre alt. Gegen 22 Uhr wünschte man sich eine gute Nacht. »Es war ganz still geworden auf dem Hof. Hin und wieder wurde die Stille der Nacht von dem Rasseln der Kuhketten unterbrochen, aber dieses Geräusch war für uns beruhigend, denn es gehörte nun einmal zu unserer Lebensgewohnheit.«

Die meisten oder alle schliefen bereits, als vor dem Haus mehrere Gestalten auftauchten. Wann genau die Polen ins Haus eindrangen und ob sie dabei die Eingangstür aufbrachen, ist ebenfalls nie richtig aufgeklärt worden. Kurz vor Mitternacht hätten sie in der Diele gestanden und gelärmtd, so ist es in Hamelmanns Erinnerungen zu lesen. »Ich ... trat auf die Diele und machte Licht. Vor mir standen zehn bewaffnete Polen. Sie wurden von einem Juden, der vollendet deutsch sprach, geführt.«¹² Dass Hamelmann sofort annahm, die Eindringlinge seien Polen, ist nachvollziehbar. Aber wie und woran will er auf den ersten Blick erkannt haben, dass ein Mensch jüdischen Glaubens vor ihm stand? Auffällig ist: In seiner allerersten polizeilichen Aussage, in den Morgenstunden des 21. Novembers, beschrieb er den Anführer lediglich als einen Mann mit einer seltsamen Kopfbedeckung. Er soll »eine dreieckige Mütze mit roter Paspelierung«¹³ getragen haben. Zudem ist in diesem Bericht festgehalten, es seien nicht zehn, sondern 12 bis 13 Polen gewesen, aufgetaucht gegen ein Uhr. In anderen Polizeiberichten wird ein Hauptwachtmeister (»Posten Blockland«) zitiert, der vor Ort erklärt habe, das Gehöft sei »von sieben bis acht Polen überfallen worden«¹⁴. Erstaunlich ist, dass von Wilhelm Hamelmann schon so unmittelbar nach der Tat – er war schwerverletzt und stand unter Schock – überhaupt eine Aussage protokolliert werden konnte.

Doch bleiben wir bei dem entsetzlichen Verlauf dieser Nacht, wie er sich aus den Darstellungen des einzigen Tatzeugens und überlebenden Opfers sowie den polizeilichen Berichten erschließt. Mit der Waffe in der Hand hasteten die Eindringlinge von Wohnung zu Wohnung, von Zimmer zu Zimmer, trieben alle Anwesenden – Kinder wie Großeltern – in einem Raum im Erdgeschoss zusammen. Sie durchwühlten Körbe und Truhen, rissen die Schubladen aus den Schränken und vergaßen auch nicht, die Fenster mit Kissen abzudunkeln. Es zeigte sich, Speck und Schinken waren den Plünderern weniger wichtig. Kleidungsstücke, Schmuck, Uhren, Geld, darauf waren sie scharf. Einer versuchte, Wilhelm Hamelmann den goldenen Ehering gewaltsam vom Finger zu ziehen. »Da dieses nicht gelungen sei und er den Mann nicht anders habe loswerden können, habe er sich persönlich den Ring vom Finger gezogen.«¹⁵ Den Kapelle-Bewohnern gelang es, Ruhe zu bewahren – durch Gottes Hilfe, wie es Hamelmann

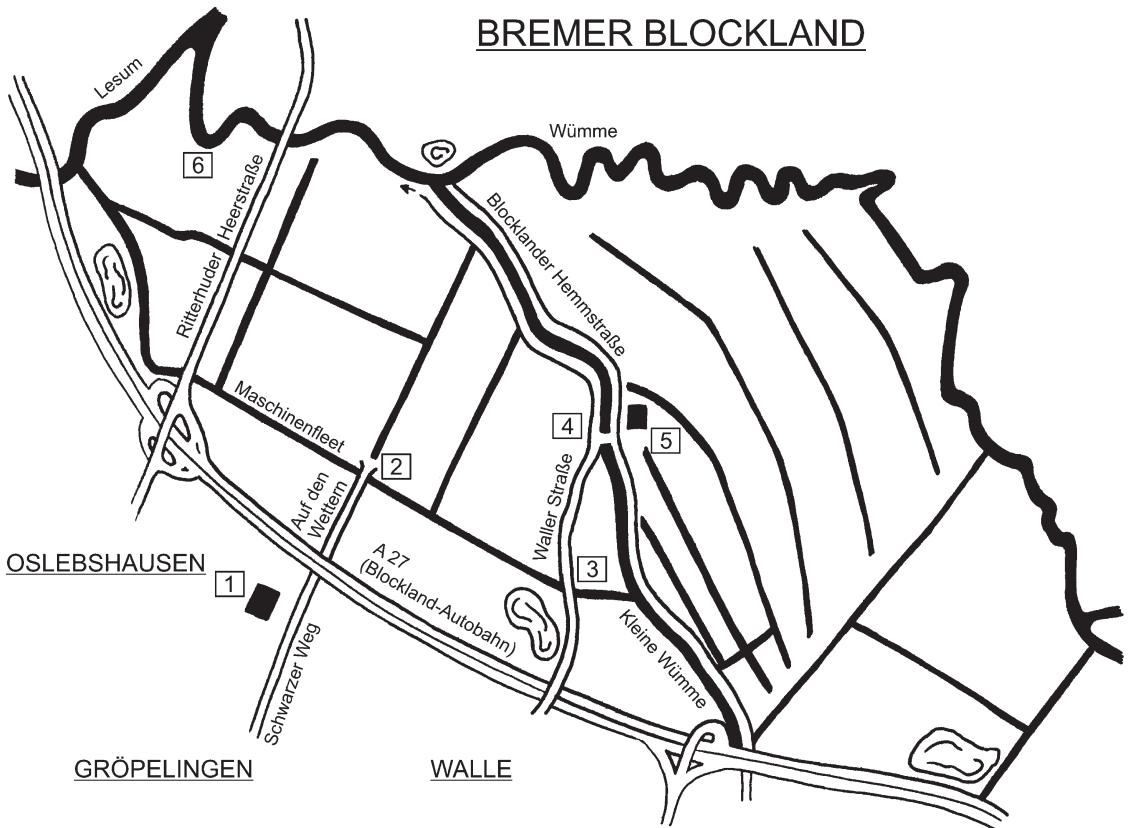
11 Dieses Zitat und folgende W. Hamelmann, Vergeben statt Vergelten, Niedenstein, 3. Auflage 1995, S. 14/15.

12 Ebenda, S. 15.

13 Bericht 17. Polizei-Revier Bremen, 21.11.1945, Leichensachen Jahrgang 1945.

14 Berichte 18. Polizeirevier, 21.11.1945, Leichensachen Jahrgang 1945.

15 Bericht Bremer Kriminalpolizei, Mordkommission, 29.11.1945, Leichensachen Jahrgang 1945.



- 1 Standort des damaligen Camp Tirpitz (heute: Christliches Bildungs- und Sozialzentrum Bremen-West).**
- 2 Alte Holzbrücke übers Maschinenfleet (in früheren Zeiten vor allem von Bauern aus Walle und Gröpelingen benutzt, heute für die Öffentlichkeit nicht zugänglich).**
- 3 Betonbrücke an der Waller Straße übers Maschinenfleet (1866 erbaut).**
- 4 Fußgänger- und Radfahrerbrücke über die Kleine Wümme, auch bekannt als Gerold-Janssen-Brücke (erbaut 2005).**
- 5 Hof Kapelle (Gebäude wurden 1997 abgerissen, Grundstück mit altem Baumbestand ist eingezäunt und in Privatbesitz).**
- 6 Wasserhorst mit Friedhof.**

in seinem Büchlein auslegt. Sehr besorgt war seine Frau um den Sohn, Willi, den Jüngsten, neun Jahre alt. Sie blieb immer in seiner Nähe.

Nach gut einer Stunde des hemmungslosen Zusammenraffens glaubten die Überfallenen, es überstanden zu haben. Der Anführer schien zum Aufbruch zu drängen. Doch dann gab er den entscheidenden Befehl: Bevor wir verschwinden, müssen alle Bewohner runter in den Keller. Ein kleiner niedriger Raum, so niedrig, dass ein ausgewachsener Mensch nur gebückt stehen konnte. Alle mussten »kniend auf dem feuchten Fußboden Platz nehmen.«¹⁶

Wie lässt sich das, was dann geschah, umschreiben? Ist »Massaker« der richtige Begriff? Von 1933 bis 1945 ist in erheblich größerem Ausmaß gemordet worden – gezielt, geschäftsmäßig und auch wahllos. Aber wie bei den Massenexekutionen der deutschen Einsatzgruppen in der Sowjetunion oder Polen gingen die Täter auch hier völlig erbarmungslos vor. Was sich im Keller der Kapelle abspielte, war ein blindwütiges Gemetzel und gleichzeitig eine in wenigen Minuten vollzogene Hinrichtung. Aus den Obduktionsberichten geht hervor: Jedes der Opfer ist mit etlichen Geschossen der Kaliber 7,65 und 9 Millimeter niedergestreckt worden – gängige Pistolenkaliber. Wobei 9-Millimeter-Geschosse auch schon vorherrschend waren in den damaligen Armee-Maschinengewehren. Zwei unterschiedliche Kaliber legen den Schluss nahe, dass mehrere, wenigstens zwei Täter geschossen haben. Dazu Hamelmann in seiner Broschüre: »Der Anführer mit den drei anderen Polen erschoss alle meine Angehörigen.«¹⁷ Ein Satz, der keine völlige Klarheit bringt. Der Anführer war demnach der Haupttäter, ein gnadenloser Mörder. Aber haben die drei anderen, die mit ihm in den Keller gegangen waren, auch geschossen? Tatsächlich alle drei? Oder nur zwei? Nur einer? So viel ist klar: Innerhalb weniger Minuten starben zwölf Menschen. Und fast alle der Getöteten wiesen Kopfschüsse auf, zumeist aufgesetzt oder aus einer Nahdistanz von 20 bis 30 Zentimetern abgegeben.¹⁸

Niemand blieb verschont, keines der vier Kinder der Familie Hamelmann und auch nicht der gerade erst 15 Jahre alt gewordene Fritz Heitmann, mehr Knabe als Knecht. Wilhelm Hamelmann allerdings blieb der Kopfschuss erspart. Als erster von mehreren Kugeln getroffen, hielt man ihn für tot. Schwerverletzt lag er unter und zwischen Toten und Sterbenden. Um zu überleben, musste er sich totstellen, vielleicht war er auch eine Zeitlang ohnmächtig. Nachdem die Bande abgezogen war, schaffte er es, vom Hof zu fliehen. Er war zu schwach, um die Zugbrücke zu bedienen, er konnte so auch nicht zu seinem Auto gelangen, das auf der gegenüberliegenden Seite der Kleinen Wümme in einer verschlossenen Garage stand. Hamelmann setzte sich auf ein zurückgelassenes Kinderrad, quälte sich über den aufgeweichten Deichweg Richtung Bremen. Er stürzte in einen Graben, zog sich wieder hoch, um nach etwa zwei Kilometern, kurz vor einigen ausgebauten Lauben, in denen Ausgebombte untergekommen waren, erneut zusammenzubrechen. In seinen Erinnerungen beschreibt er die ersten Minuten nach seinem Auffinden mit ausgesprochen sachlichen Worten: »Beim Nachbarn angekommen, traf ich dann alle weiteren Vorkehrungen für die notwendige Abwicklung der Dinge.«¹⁹

Der Nachbar, Schiffbauer Richard Funkel, sagte drei Monate später in der Gerichtsverhandlung aus. Er schilderte Hamelmann, den er fand, als völlig aufgelöst, als einen gerade der Hölle entronnenen Menschen, der wusste, dass er der einzige Davongekommene war. Und

16 W. Hamelmann, 3. Auflage 1995, S. 18.

17 W. Hamelmann, 3. Auflage 1995, S. 18.

18 Die Obduktionen wurden am 26. und 27.11.1945 im Pathologischen Institut Bremen durchgeführt, Berichte in Leichensachen Jahrgang 1945.

19 W. Hamelmann, 3. Auflage 1995, S. 27.

Teil 3 | Plädoyer für die Vergessenen

von Carsten Mornsen

»Hier kommt die Strafgerechtigkeit gar sehr ins Gedränge«¹⁷²

»Und nun, meine geduldigen Leser, bitte ich Sie, sich mit mir eine Zeitlang zu entfernen (...) ich bitte Sie, zeitlich und räumlich (...) zu reisen, damit ich Ihnen eine einzigartige und schreckliche Geschichte vorlegen kann – so einzigartig und schrecklich, dass es Ihnen möglicherweise schwerfallen wird, zu glauben, dass sie sich wirklich so zugetragen hat, wie ich sie Ihnen erzähle. Denken Sie nun nicht, ich schöbe gewaltsam eine Geschichte ein, bevor die andere zu Ende ist. Dass dem nicht so ist, werden Sie feststellen, wenn Sie weiterlesen.«¹⁷³

Wilhelm Hamelmanns Geschichte ist so unwahrscheinlich, dass sie einfach wahr sein muss. Nur so kann es nach den Berichten und mündlichen Überlieferungen gewesen sein. Niemand würde sich eine derartige Geschichte ausdenken. Viel zu schlecht konstruiert, um von irgendjemand geglaubt zu werden. Aber kann ein historischer Bericht zutreffend sein, obwohl er so überzeichnet wirkt, dass er fast schon mit den Konventionen eines Tatsachenberichts zu spielen scheint, dass er stellenweise einer Kriminalsatire gleicht? Doch in den gerichtlichen Annalen gibt es eine Vielzahl auf den ersten Blick völlig unglaublicher Geschichten, die sich nicht nur als real erweisen, sondern sich auch noch wiederholen können. Nehmen wir nur den berühmt-berüchtigten »Rose-Rosahl« Fall. Eine tragische Verwechselfungskomödie mit tödlichem Ausgang und in jeder Hinsicht klischeehaft. Man reibt sich Augen, um dann festzustellen, dass sich dieselbe Geschichte Jahre später in Gestalt des sogenannten »Hoferben«-Falls fast identisch wiederholte.¹⁷⁴

Üblicherweise gilt eine gerichtliche Überprüfung als eine relativ zuverlässige Methode, um einer Geschichte auf den Zahn zu fühlen und tatsächlich Geschehenes von Hinzugedichtetem zu trennen und die Lücken der Auslassungen zu füllen. So wird die Auseinandersetzung, die um ein Verbrechen im Schwurgerichtssaal stattfindet, häufig bildhaft umschrie-

172 I. Kant, AA VI : Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Die Metaphysik der Sitten, 1973, S. 336.

173 Sir Arthur Conan Doyle, Das Tal der Angst, Zürich 1986, S. 101.

174 Im Rose-Rosahl Fall versprach Holzhändler Rosahl dem Arbeiter Rose eine Belohnung, wenn er den Zimmermann Schliebe erschösse. Rose legte sich daraufhin am 11. September 1858 gegen 20 Uhr bei Halle in einen Hinterhalt, um Schliebe, den er genau kannte, aufzulauern. In der Dämmerung sah er einen Mann des Weges daherkommen, den er für Schliebe hielt. In Wirklichkeit war es der 17-jährige Gymnasiast und Kantorssohn Harnisch. Rose schoß Harnisch mit einer Schrotladung nieder; Preußisches Obertribunal, Goltammer's Archiv für Strafrecht 7 (1859), S. 322. Der spiegelbildliche spätere »Hoferben« Fall wurde vom Bundesgerichtshof 1990 entschieden, BGHSt (amtliche Urteilssammlung), 37, 214.

ben als ein »Ringen um Wahrheit« oder ein »Ringen um Gerechtigkeit«.¹⁷⁵ Gerade indem ganz unterschiedliche Perspektiven miteinander abgeglichen werden, schält sich am Ende die Wahrheit heraus.

Dieser Prozess setzt das Aufeinandertreffen von Menschen mit unterschiedlichen Sichtweisen voraus, die um die Wahrheit miteinander ringen können – und solchen, die das wollen. Hierzu berufen sind die Staatsanwälte und die Verteidiger, deren Profession es ist, die Richter von ihrem jeweiligen Narrativ zu überzeugen. Zwar ist die Vorstellung vieler Menschen von einer strafrechtlichen Hauptverhandlung meist durch amerikanische Krimis und Serien geprägt, und vielfach erwartet man den großen Showdown vor Publikum und Jury, den es in deutschen Gerichtssälen in dieser Form gar nicht gibt. Aber hier schadet uns das nichts, denn im Fall der Blocklandmorde fand das Ringen um die Wahrheit (allerdings in kaum zu unterbietender Kürze), um das überzeugendere Narrativ zwar in einem Bremer Gerichtssaal statt, aber vor einem Gericht der amerikanischen Besatzungsmacht. Zuständig war der General Court der Militärregierung, die höchste Instanz der Military Government Courts, des nach der Kapitulation sehr rasch installierten dreistufigen amerikanischen Gerichtssystems. Damit war die Verhandlung in gewissem Sinne eine eigenartige – und vielleicht für die Angeklagten fatale – Mischung aus zwei einander sehr fremden Rechtssystemen.

Was wir kennen, ist die Erzählung der Staatsanwaltschaft, genannt Anklage, welcher das Gericht im Wesentlichen gefolgt ist und das Ganze in seinem Urteil übernommen haben muss. Dagegen kennen wir praktisch nichts von der anderen Seite. Wir wissen weder alle Namen der Verteidiger noch können wir uns ganz sicher sein, wie viele Fürsprecher die Angeklagten im Saal hatten. Ganz sicher waren es weniger Verteidiger als Angeklagte. Obwohl um die Gerechtigkeit in Gestalt der Todesstrafe gerungen wurde, hatte demnach nicht einmal jeder der Angeklagten – allesamt ehemalige polnische Zwangsarbeiter – einen eigenen Verteidiger. Nicht jeder hatte wenigstens eine Person im Gerichtssaal, der er vertrauen, sich anvertrauen konnte. Mit gutem Grund untersagt das heutige Recht sowohl in den USA als auch in der Bundesrepublik, dass ein Anwalt mehrere Angeklagte vertritt. Im existenziellen Kampf, der sich im Gericht abspielt, hier noch dazu unter dem Damoklesschwert der Todesstrafe, treten die Interessen der Angeklagten zu schnell und fast unvermeidlich in Widerspruch. Auch unser Verfahren macht hier keine Ausnahme, ganz im Gegenteil.

Wie würde die Geschichte, die die Angeklagten zu erzählen gehabt hätten, hätten sie ausreichende Gelegenheit gehabt, hätte man ihnen zugehört und es des Aufschreibens wert gehalten – wie also würde diese Geschichte lauten?

Wir kennen sie nicht, diese zweite Geschichte. Wenn man aber die offizielle Geschichtse genauer untersucht, den Bericht Hamelmanns wie einen Filter darüberlegt und schließlich auf offene Fragen, Lücken und Widersprüche stößt, so finden sich Splitter einer möglichen anderen Deutung der Ereignisse, fast wie Scherben eines zerbrochenen Gefäßes. Um sie freizulegen, muss man sich in die Rolle eines Verteidigers eines der Angeklagten versetzen. Denn der Verteidiger ist Lektor seiner Geschichte, gelegentlich auch Historiograph, manchmal sogar ihr Autor. Die Geschichte, welche die Angeklagten im Gerichtssaal erzählen, weicht meistens von der Version der Staatsanwaltschaft ab, fast immer von der Version

175 Vgl. Max Alsberg, Justizirrtum und Wiederaufnahme, Berlin, 1913; Hans Dahs, Handbuch des Strafverteidigers, 8. Aufl. 2016, S. 1.

des Opfers und in der Regel auch von dem Sachverhalt, der im Urteil festgeschrieben wird und gleichsam die offizielle Geschichtsschreibung darstellt.

Häufig findet man in der kritischen historischen Diskussion die Aussage, die Geschichte werde von den Siegern geschrieben. Das ist so richtig wie falsch. Richtig, weil in vielen Auseinandersetzungen die obsiegende Partei die sozialen Strukturen der unterlegenen Partei prägt. Falsch wäre aber die Annahme, das kollektive Gedächtnis der unterlegenen Partei werde für immer ausgeradiert. Neben der daraus entstehenden offiziellen Geschichtsschreibung existieren die Versionen der anderen aber meistens weiter und sie sind es, die den Stoff zur Legende haben. Denken wir an Hannibal, die Kelten, die Trojaner, die Überlebenden der Resistance und des Widerstands gegen den Nazi-Terror. Und natürlich gilt dasselbe für die Überlebenden der Vernichtungslager, der Vernichtungsfeldzüge und eben diejenigen, die Zwangsarbeit und Verschleppung überlebten. Teilweise wird die zunächst nur unterschwellige Version einer Geschichte durch eine erneute Änderung der Machtverhältnisse auch wieder dominant. In vielen der oben genannten Fälle wird sie dies nicht, aber sie wird zumindest wieder hörbar. Dies lehrt uns vor allem eines: Geschichte ist subjektiv. Das gilt auch und erst recht für die Geschichte eines Verbrechens, die Geschichte von Unschuld, Schuld, Sühne und Bestrafung.

Jedoch sind wir, wenn wir die Geschichte des Überfalls auf den Blocklander Hof Kapelle erzählen wollen, mit einer Situation konfrontiert, welche die Archäologie und Rekonstruktion der historischen Wahrheit besonders schwierig macht. Zuständig war das Office of Military Government for Germany (U.S.), abgekürzt OMGUS, also die Verwaltung der Militärregierung der Vereinigten Staaten für Deutschland. OMGUS war die höchste Verwaltungseinrichtung der amerikanischen Besatzungszone Deutschlands und des amerikanischen Sektors von Berlin in den ersten vier Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. 1950 nach der Auflösung des OMGUS wurden seine Akten (laut Wikipedia circa 3.200 laufende Meter in 18 Schiffsladungen) in die USA gebracht und lagern heute als Bestand »Record Group 260« im Washington National Records Center in Suitland/Maryland. Nach Ablauf der generellen amerikanischen Sperrfrist von 30 Jahren wurden die Akten von 1976 bis 1983 in Zusammenarbeit mit den amerikanischen Archiven für Zwecke der historischen Forschung erneut aufgearbeitet und im Umfang von über sechs Millionen Blatt auf rund 100.000 Mikrofiches verfilmt.¹⁷⁶ Jedoch sucht man in den hervorragend aufbereiteten Online-Archiven vergeblich nach den Namen der Verurteilten oder auch dem Namen Hamelmanns. Das deutsche Ministerium für Justiz und für Verbraucherschutz sowie das Bundesamt für Justiz haben auf unsere Anfrage umfassend recherchiert und nichts zutage gefördert. Anfragen an das Archiv der US-amerikanischen Militärjustiz sowie der US-Army blieben erfolglos.

Aufgrund des Schweigens der US-amerikanischen Archive¹⁷⁷ fehlt uns bereits die offizielle Version der Geschichte, nämlich die sogenannten Feststellungen des Gerichts zu dem Sachverhalt, welcher der Verurteilung zugrunde gelegt wurde. Weiterhin fehlen uns Statements der Verteidigung sowie der Angeklagten selbst – mit Ausnahme einiger etwas unbefriedigender polizeilicher Vernehmungsprotokolle, mit denen wir uns noch befassen werden. Was wir haben sind in gewisser Weise Augenzeugenberichte. Zum einen von Wilhelm Hamelmann selbst. Auch wenn diese Berichte vermutlich nicht in erster Linie darum be-

176 Wikipedia, Stichwort: Office of Military Government for Germany (U.S.).

177 Auf den Antrag, die Akten der US-Militärgerichtsbarkeit für die US-Besatzungszone zu dem Verfahren um die Blocklandmorde einsehen zu dürfen, erhielten wir lediglich die lakonische Antwort, dass ein berechtigtes Interesse an der Einsicht in militärische Akten nicht erkennbar sei.

müht waren, die Angeklagten möglichst schlecht aussehen zu lassen, so sind sie doch – bedingt durch die Zeitpunkte und Umstände ihres Entstehens – geprägt von Wahrnehmungsdefiziten und Verzerrungen.

Zumindest anfangs war Wilhelm Hamelmann psychisch und physisch schwer durch das erlebte traumatische Ereignis beeinträchtigt. Die Umstände der entscheidenden Gegenüberstellung am Krankenbett werden uns noch beschäftigen. Spätere Aufzeichnungen sollten vermutlich gezielt ein Bild seiner Person zeichnen, dem die Fakten – und die Erinnerung – angepasst wurden. Auch die Verhöre der Beschuldigten sind schon in der sparsamen Protokollierung durch den vernehmenden Beamten ein Ausdruck der gezielten Bestätigung von Erwartungen, die offensichtlich schon lange vor der Vernehmung festgeschrieben waren. Schließlich die Presseberichte, die eine wesentliche Quelle der Geschichte bilden. Diese allerdings sind zum einen mit wenigen Ausnahmen Geschichten vom Hörensagen. Berichte über Wahrnehmungen, die andere gemacht haben, sind gekennzeichnet durch einfache und in der Regel sogar mehrfache Interpretationsakte, also immer ein gutes Stück weit von der unmittelbaren Wahrnehmung entfernt. Außerdem berichtete die Presse seinerzeit keineswegs neutral, sondern im Gegenteil absichtsvoll, aus einer bestimmten politischen Perspektive heraus und häufig mit bereits von Beginn an klar verteilten Sympathien für die Gruppen, denen Opfer und vermeintliche Täter entstammten.

Alles in allem ist das der ideale Nährboden für sogenannte »kognitive Dissonanzen« – eine der gefährlichsten Formen von Wahrnehmungsverzerrungen und Erinnerungsverfälschungen, insbesondere vor Gericht.¹⁷⁸ Ein Phänomen, das vermutlich in vielen Strafprozessen in Deutschland, aber auch den Vereinigten Staaten zu Fehlurteilen geführt hat. Darum geht es: Menschen haben vorgefasste Meinungen und Anschauungen. Unwillkürlich versucht man, Erlebtes und Wahrgenommenes mit diesen vorhandenen Einstellungen in Einklang zu bringen. Denn wenn alles Wahrgenommene im Widerspruch steht zu den eigenen Vorstellungen, wie die Welt sein sollte, im Großen wie im Kleinen, dann führt dies zu enormen psychischen Belastungen und permanenten Frustrationserlebnissen. Um diese »kognitiven Dissonanzen« zu glätten und den eigenen Seelenfrieden nicht dauerhaft aufs Spiel zu setzen, passt man das Wahrgenommene den Vorstellungen an. Wahrnehmung und Interpretation oder Deutung verschmelzen zu einem Akt. Später ist es kaum noch möglich, beides zu trennen und eine Falschaussage, die hierauf beruht, zu identifizieren und zu korrigieren. Natürlich gibt es auch bewusst verfälscht wiedergegebene Wahrnehmungen oder Erinnerungen, klassische Falschaussagen – etwa um sich selbst oder nahestehende Personen zu entlasten oder um unsympathische Personen zu belasten. Auch ohne große forensische Erfahrung lässt sich erkennen, wie hoch das Risiko ist, dass die Quellen unserer Geschichte unzuverlässig sind.

Dies lehrt uns: Nicht nur Wahrnehmungen sind subjektiv, vor allem die Wiedergabe des Wahrgenommenen ist subjektiv und manipulativ für denjenigen, der glaubt, Augen- und Zeitzeugen mit objektiven Berichten gleichsetzen zu können.¹⁷⁹ Für die Zeugen, die nur über Hörensagen berichten, gilt dies erst recht. Es ist unabdingbar, sorgfältig zu interpretieren und zu bewerten, bevor wir uns über das, was gewesen ist, ein Urteil erlauben können. Besser wäre es von vornherein einzusehen, dass wir uns nur einem Geschehensablauf nähern

178 Kahneman, Schnelles und langsames Denken, 2012, S. 69 ff., 247 ff.; Momsen/Washington, Wahrnehmungsverzerrungen im Strafprozess, in: Goekenjan u.a. (Hrsg.), Festschrift für Ulrich Eisenberg, 2019.

179 Hier liegt im Übrigen die große Gefahr der sog. »Geschichtsberichterstattung«, die vor allem in TV-Formaten versucht, Geschichte durch aneinander gereihte Zeitzeugen als scheinbar objektiv zu vermitteln.

können, der uns plausibel erscheint. Allerdings: Anders als in der Welt der Geschichtsschreibung dürfen wir vor Gericht nicht einfach die relativ wahrscheinlichste Version zugrunde legen. Bleiben verschiedene Versionen in zentralen Punkten ähnlich überzeugend, so gilt die Unschuldsvermutung. Wir sind als gleichsam historisch-analysierendes Gericht den Angeklagten gegenüber verpflichtet, ihre Verurteilung und Erschießung als nicht gerecht fertigt zu bewerten, wenn substanzelle Zweifel bleiben, dass die Belastungszeugen die Wahrheit sagen. Dabei dürfen wir natürlich berücksichtigen, dass seinerzeit das Oberste Gericht für die US-amerikanische Besatzungszone glaubte, keine solchen Zweifel zu haben. Da uns die Erwägungen der zeitgenössischen Richter aber nicht zur Verfügung stehen, müssen wir auch berücksichtigen, welche Umstände auf ihrer Seite dazu geführt haben können, dass sie beispielsweise aufgrund kognitiver Dissonanzen Zweifel gar nicht erst aufkommen lassen konnten – oder wollten.

Wenn nun die Verteidigung die Bühne betritt, um ihre Version der Geschichte zu erzählen, dann muss sie auch und gerade an diesen Wahrnehmungsverzerrungen und den Risiken, dass einige oder viele der Quellen mehr oder weniger ausgeprägte Falschaussagen sein könnten, ansetzen. Das ist eine elementare Strategie professioneller Verteidigung. Wer die Glaubwürdigkeit der Belastungszeugen erschüttert, ist ein großes Stück vorangekommen. Selten nur wird daraus ein Freispruch resultieren, aber es bereitet den Boden für die Geschichte, welche die Verteidigung erzählen wird.

Wiederum müssen wir unterscheiden zwischen der Funktion, die ein amerikanisch geprägter Prozess den Verteidigern im Jahre 1946 zugewiesen haben müsste, und dem Verständnis von Strafverteidigung in der deutschen Strafrechtstradition. Glücklicherweise kann man an die Rolle des Strafverteidigers¹⁸⁰ anknüpfen, welche sich in der Weimarer Zeit besonders positiv entwickelte, auch und gerade unmittelbar vor dem Nazi-Terror, der auch Justiz-Terror war. Das Bild der herausragenden Strafverteidiger in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, in Deutschland und europaweit, prägt hierzulande und bis heute Idee und Anspruch der Strafverteidigung.

Diese Ethik müsste den Strafverteidigern im Prozess Ende Februar 1946 gegen acht Angeklagte (und auch im späteren gegen Marjan Oboza im September 1946) eigentlich sehr genau vor Augen gestanden haben, wenigstens bekannt gewesen sein. (Wobei bei deutschen Strafverteidigern, die aber in dem hier ausgebreiteten Prozess nicht direkt beteiligt waren, noch am ehesten damit zu rechnen war, dass ihre Haltung und ihre Kenntnisse durch die Perversion des Rechts im NS-Staat deformiert und ihre Erinnerungen daran ausgelöscht worden waren.)

US-amerikanische Verteidiger hingegen sind seit jeher dem Ethos des Wettstreits und der aktiven Auffindung von Beweisen verpflichtet, begründet durch ein System, in dem sie und die Staatsanwaltschaft als Parteien auftreten, das Gericht aber nur als Schiedsrichter, der allein über die Einhaltung der Spielregeln zu wachen hat. Dass heutzutage sowohl in Amerika wie auch in Deutschland Verteidigung vielfach auf das Aushandeln des besten Deals beschränkt ist, ist Gegenstand vieler zu Recht kritischer Betrachtungen. Es muss uns bei unserem Unternehmen aber nicht bekümmern, da wir uns in einen kampfbereiten und streitlustigen Verteidiger der alten Schule hineinversetzen müssen, um durch seine Brille zu sehen, was gewesen sein könnte.

¹⁸⁰ Sehr aufschlussreich die Beiträge in »Bild und Selbstbild der Strafverteidigung«, 40. Strafverteidigertag, 2017.

Die Autoren

© Antje Diewerse



Helmut Dachale ist Journalist, seine Vorliebe sind historische Themen. Er hat unter anderem die Ausstellung »Versöhnung im Alleingang« initiiert, mit der das Handeln von Wilhelm Hamelmann gewürdigt worden ist.



Carsten Momsen ist Prof. für Strafrecht, Strafverfahrensrecht, Wirtschafts- und Umweltstrafrecht an der Freien Universität Berlin. Im Nebenberuf ist er Strafverteidiger, insbesondere in Wirtschaftsstrafverfahren und Verfahren mit US-amerikanischen Bezügen.

Bernhard Docke ist Strafverteidiger in Bremen. Er ist durch eine Vielzahl von Verfahren, unter anderem die erfolgreiche Vertretung des in Guantánamo Bay inhaftierten Murat Kurnaz, bundesweit bekannt geworden.